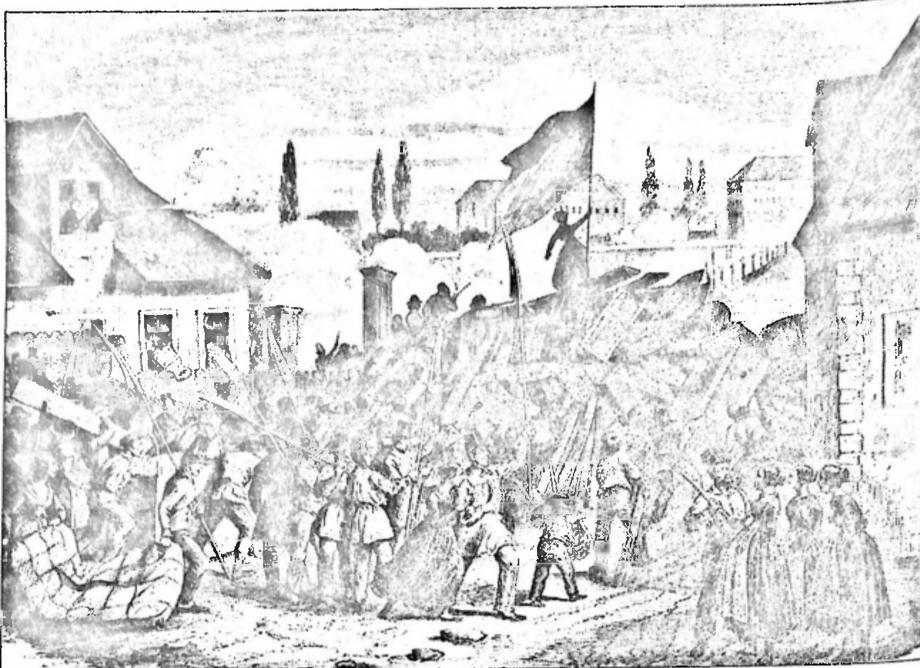


Freischärler im Erlebnispark

Die Karlsruher Ausstellung zur badischen Revolution 1848/49



26. April 1848: Barrikade an der Rheinbrücke in Mannheim; Holzstich 1848. (Bild pd)

Die herrschaftliche Fassade grüsst in republikanischen Farben: Fünfzig schwarzrotgoldene Fahnen wehen an der breiten Front des Karlsruher Schlosses und zitiert das Bild Frankfurts bei der Eröffnung der Nationalversammlung, als aus vielen Fenstern der Stadt am Main die «deutsche Tricolore» hing. Was badische Revolutionäre und republikanische Politiker wie Lorenz Brentano vor 150 Jahren versäumten, den Einzug in die grossherzogliche Residenz, wird nun unter veränderten Vorzeichen nachgeholt: Mit der grossen Landesausstellung «1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden» gelangen die Freischärler und Helden des Aufstands, Friedrich Hecker und Gustav Struve, Franz Sigel und Joseph Fickler, zumindest *in effigie* in das Karlsruher Schloss. In ein Schloss freilich, das seit 1918 nicht mehr Regierungssitz ist, sondern mit dem Anbruch demokratischer Zeiten zum Museum umgewidmet wurde.

Stolz auf die Vorkämpfer

Auf die «Abneigung des Obrigkeitmenschen gegen Revolutionen» hat im Januar der Historiker Hans-Ulrich Wehler zurückgeführt, dass der Deutsche Bundestag keine Gedenkfeierlichkeiten zur «48er» Revolution plante. Heute, da «man ganz unbefangen an die liberalen und demokratischen Traditionen von 1848 anknüpfen könnte», herrsche unverständlicherweise «die grosse Leere», kritisierte Wehler. In Baden-Württemberg fühlt man sich von dieser Schelte nicht angesprochen. Die konservative Landesregierung bekennt sich zu den Revolutionären von einst, sie ehrt sie als Vorkämpfer der heute verwirklichten Demokratie, macht sich ihre Forderungen nach Pressefreiheit, Steuergerechtigkeit und dem Recht auf Bildung als «unvermindert aktuell» zu eigen; und sie kann auf mehr als sechshundert Veranstaltungen im Lande verweisen: auf den «Zeitzug 1848», ein vom Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit konzipiertes und nun durch die Bundesrepublik rollendes Revolutionsmuseum, auf den eigens gekelterten «Revolutionswein» («Spätburgunder Roter Hecker»), auf Volkshochschulkurse, Festreden zuhauf und auf viele Ausstellungen, von denen die Karlsruher nur eine, mit ihren rund 250 Exponaten allerdings die wohl bundesweit grösste Schau zum Thema ist.

Die Ausstellung greift weit aus, sie rahmt das eigentliche Revolutionsereignis mit Vor- und Nachspann. Ein «Prolog» im unteren Treppenhäus lässt Andenken an die beiden französischen Revolutionen von 1789 und 1830 Revue passieren, Gemälde erinnern an die Freiheitskämpfe der Griechen und Polen und rücken so die deutschen Ereignisse in einen europäischen Kontext. Ist der Besucher an Jakobinermütze, Freiheitsbaum und

einer Tabakdose mit dem Text der französischen Menschenrechtserklärung vorbei, stösst er auf die Rezeption der bürgerlichen Emanzipationsideen in Deutschland und ihre Stationen, das Wartburgfest, die Ermordung August von Kotzebue durch den Studenten Carl Ludwig Sand, das Hambacher Fest. «Nachklang» und «Epilog» widmen sich, einsetzend mit der Gründerzeit der 1870er Jahre, der postrevolutionären Ära. Fast dreissig Jahre lang war das öffentliche Gedenken an «1848/49» von den Monumenten der Sieger bestimmt; die «preussischen Krieger» erhielten auf dem Karlsruher Friedhof das grösste aller Denkmäler, die in der badischen Provinz zu finden waren. Nur zögerlich erlaubte die Obrigkeit Grabsteine und Gedenksteine für die gefallenen Revolutionäre. «La rivoluzione siamo noi», eine Arbeit von Joseph Beuys aus dem Jahre 1972, markiert als Schlussbild der Ausstellung den allmählichen Wandel der Rezeption: die Revolution erfreut sich endlich des ungeteilten Beifalls, es darf ihrer mit demokratischem Pathos gedacht werden.

Eine historische ist keine Kunstaussstellung, und das Karlsruher Schloss dient zwar als Museum, ist aber nicht als ein solches gebaut worden. Thema wie Örtlichkeit stellen spezifische Bedingungen, worauf die Ausstellungsmacher mit raumgestalterischen und dramaturgischen Kunstgriffen reagiert haben. «Prolog» und «Epilog»

Schauplatz Ukraine

Stagnation und Neuorientierung

Zwiespältige Erfahrungen an Kiewer Hochschulen

Dass die Ukraine 1991 ihre Unabhängigkeit erklärte, heisst noch lange nicht, dass man damit die alte Sowjetbürokratie losgeworden wäre. Im Universitätsbereich dominiert noch immer das alte Obrigkeitdenken. Dennoch herrscht ein beachtliches Leistungsniveau.

An den Anblick des Sicherheitsbeamten im militärischen Tarnanzug muss man sich erst gewöhnen: Wer in Kiew ein Universitätsgebäude betreten will, muss immer eine Personenkontrolle passieren. Und ausgesuchte Höflichkeit ist nicht eben die auffälligste Eigenschaft des Wachpersonals – die Besucheranrede beschränkt sich auf ein barsches: «Wohin wollen Sie?» Die Frage nach dem Sinn einer solch rigiden Kontrolle wird mit dem Hinweis auf ein typisch sowjetisches Konzept beantwortet: *postoronnye* (Ausserstehende) haben hier nichts zu suchen; die Universität ist nur für die Universitätsangehörigen da.

Die während 75 Jahren gültige Unterteilung der Menschheit in «Eigene» und «Fremde» hat sich den Bildungsbeamten, die den Machtwechsel meist ohne Schaden überstanden haben, tief ins Bewusstsein eingegraben. Überhaupt scheint die ukrainische Unabhängigkeitserklärung aus dem Jahr 1991 an der gewohnten Bürokratie wenig geändert zu haben: Auf den Einreiseformularen hat man nur den Kopf ausgewechselt, als ausländischer Gastdozent muss man den zuständigen Dekan in einem schriftlichen Gesuch um polizeiliche Registrierung bitten, schliesslich erhält man eine mit allen Insignien postsowjetischer Offiziellität (Photo, Rundstempel und Unterschrift) versehene Bestätigung, die dann auch ihre Wirkung auf den Wachtposten nicht verfehlt.

Rauhe Sitten

Dass hier in jeder Hinsicht rauhere Sitten als in Westeuropa herrschen, bestätigt ein Blick auf das Anschlagbrett in der Eingangshalle. Neben sorgfältig handgemalten Plakaten mit hehren Losungen («Bildung ist die Zukunft des Menschen») hängt unter anderem auch ein Ukas des Rektors, der drei namentlich genannten Studentinnen einen öffentlichen Verweis erteilt und ihnen mit der Zwangsexmatrikulation droht, weil sie vor dem Universitätsgebäude geraucht haben. Hierarchische Strukturen spielen generell eine wichtige

Spiele vor weiss gestrichenen Wänden und Decken. Für das Hauptstück jedoch verwandelt sich der neutrale Hintergrund, die geschichtlichen Stationen werden in republikanische Farben getaucht: Biedermeier und Vormärz in ein «optimistisches» Gelb, die revolutionären Waffengänge und der kurze Triumph der provisorischen demokratischen Regierung im Frühsommer 1849 in Rot, die Zerschlagung der Freischärler und der Sieg der alten Mächte in die Trauerfarbe Schwarz.

Antirevolutionäre Gemälde

Anders als Frankreich besass Deutschland keine malerische Tradition positiver, zustimmender Revolutionsdarstellung. Kein Delacroix führte hier den Pinsel, sondern es blieb Künstlern wie dem eigentlich seinem Fürsten verpflichteten badischen Hofmaler Johann Baptist Kimer überlassen, vorsichtige Sympathie für die Freischärler zu bekunden. Es überwiegen daher im Karlsruher Schloss die antirevolutionären Gemälde; dies erklärt auch, wieso die Zahl malerischer Darstellungen im «schwarzen» Trakt zunimmt (Preussens Gloria war ins Bild zu setzen), während die «rote» Hochphase der Revolution mehrheitlich von Druckgraphiken dokumentiert wird. Revolutionäre Personen, Szenen und Deklarationen wurden aus den «Bilderbogen», dem Hauptnachrichtenmedium jener Tage, abgekupfert, um fortan Gegenstände des Alltags bekenntnishaft zu zieren. Die beeindruckende Fülle der Exponate lässt auf einen schwunghaften Devotionalienhandel schliessen. Volkstümlich variiert, finden sich besonders die Konterfeis von Friedrich Hecker und Gustav Struve auf Wandkacheln, Pfeifenköpfen und Tabakdosen wieder. Schwarzrotgoldene Kokarden und ein paar Hühnerfedern genügten, um die einfache bäuerliche Kopfbedeckung in einen kämpferischen «Heckerhut» zu verwandeln. Zusammen mit der lang wallenden, gegürteten Bluse ergab dies die typische Freischärlertracht.

Angespornt von der Ausstellung «Körperwelten» im benachbarten Mannheim, wo die Besucher nach Hunderttausenden gezählt wurden, erhofft man sich auch in Karlsruhe einen Massenerfolg. Der Besucher bekommt daher viel zu sehen – und leider auch zu hören. Das Abspielen von Revolutionsliedern mag noch hingehen. Bedenklich wird es bei den historischen Kostümfilmchen, die der Süddeutsche Rundfunk gedreht hat und die nun als Videoschnipsel in der Ausstellung laufen. Zur vollendeten Peinlichkeit geraten die Schauspieler, die überall und jederzeit auf den Plan treten, um mit exaltierten revolutionären Deklamationen einen Hecker oder Struve oder ein nach Emanzipation dürstendes Frauenzimmer darzustellen. Zugeschritten auf eine Erlebnisgesellschaft, der man ein nachhaltiges Interesse an historischen Ereignissen nur zutraut, wenn ihr das Geschehen gleichsam vorgeturnt wird, lässt die Karlsruher Ausstellung kein Register ungezogen. Wahrscheinlich soll dies das «multimediale» Fass voll machen, aber es schlägt ihm doch nur den Boden aus. Joachim Güntner

Bis 2. August. Der umfangreiche Katalog (538 Seiten, Fadenheftung) kostet an der Kasse DM 38.–, im Buchhandel DM 68.–.

Pariser Hinterhöfe

Ausstellung im Pavillon de l'Arsenal

Der vielfältigen Formen und Funktionen des Pariser Innen- bzw. Hinterhofes nimmt sich gegenwärtig eine Ausstellung im Pariser Pavillon de l'Arsenal an. Mit Hilfe von Plänen, Abbildungen und Modellen und in einer dem Objekt angemessenen Szenographie, für die der Architekt Frédéric Borel verantwortlich zeichnet, werden dort in gewohnt sorgfältiger Manier Aspekte wie die Bedeutung des Hofes in Alt- und Neubauten, seine private bzw. öffentliche Nutzung und seine Funktion als grüne Lunge oder aber als verschämt versteckte Rumpelkammer durchdekliniert. Die attraktive Schau weckt im Besucher unweigerlich die Lust, anhand des ebenso anschaulichen wie informativen Katalogs loszuziehen, um der «Stadt hinter der Stadt» auf die Schliche zu kommen.

Abgesehen jedoch von der ausdrücklichen Einladung, Paris auch einmal aus einem ungewohnten Blickwinkel in Augenschein zu nehmen, untermalt Pierre Gangnet, der die Ausstellung und den Katalog konzipiert hat, das Thema auch noch bezüglich einer ganzen Reihe weiterer Themenkreise. So wird gezeigt, welche Entwicklungen von Innen- und Hinterhöfen favorisiert oder aber verzögert werden. Den Soziologen ist daran gelegen, Bausubstanz (dazu gehören auch die Leerräume zwischen den Gebäuden) und Lebensqualität in ihrem ursächlichen Zusammenhang zu denken. Der Photograph Jean Mouniq schliesslich, der dem Thema 1992 unter dem Titel «Paris retraversé» einen monumentalen Bildband gewidmet hat, experimentiert mit neuen Perspektiven dieses halb öffentlichen, halb privaten Bereichs.

Nicht zuletzt aber sind die Architekten selbst herausgefordert, aus Vergangenheit und Gegenwart Schlüsse für zukünftige, menschlichere Formen kollektiven Wohnens zu ziehen. Hat nicht der Pariser Oberbürgermeister Jean Tiberi soeben erst die Parole ausgegeben, die Stadt von nun an in Dimensionen zu denken, die sich an den Bedürfnissen ihrer Bewohner orientieren? Hier zeigt sich denn auch der konkrete Nutzen der Aufbereitung des Themas. Ein Beispiel für viele: Ende des 19. Jahrhunderts hat Eugène Hénard in offener Auflehnung gegen das Hausmannsche Modell Visionen von Boulevards mit von Grünanlagen unterbrochenen Strassenzügen entworfen, die heute im 12. Arrondissement eine neue Art von demokratischer Fassadengestaltung zeitigen: Bei diesen kommen auch die Bewohner der Hinterhäuser in den Genuss eines Blicks auf den neuen Park von Bercy. (Bis 3. Mai)

Hans Hartje

Katalog: Paris, côté cours. Hrsg. Pavillon de l'Arsenal Picard, Paris 1998. 224 S., 17 Fr. 280.–.

einer erfolgreichen Karriere. Heute präsentieren sich die Dinge anders: Wer aufsteigen will, macht *business* und drückt nicht die Schulbank.

Finanzielle und strukturelle Probleme

Die Probleme, mit denen die ukrainischen Universitäten zu kämpfen haben, sind enorm. Viele ehemalige Institute haben in den letzten Jahren den Status einer Universität erhalten. Dabei ging allerdings einiges sehr schnell vor sich. Dozenten wurden über Nacht zu Professoren ernannt; ganze Fächer entfielen (so etwa die Russistik, die mancherorts kurzerhand durch eine Ukrainistik ersetzt wurde); bei wichtigen Personalentscheidungen fragte man wenig nach der Qualifikation, sondern bediente alte Seilschaften. Ein grosses Problem stellt die schlechte Bezahlung der Dozierenden dar. Ein durchschnittliches Gehalt an einer Kiewer Universität beträgt etwa 120 Dollar im Monat. Hochqualifizierte Wissenschaftler sind bereits ins westliche Ausland abgewandert; die Zurückgebliebenen halten sich mit Privatstunden und Nebenjobs über Wasser.

Besonders prekär nimmt sich die Situation bei der universitären Infrastruktur aus. Man arbeitet immer noch mit den alten sowjetischen Lehrmitteln, die vor allem in den Geisteswissenschaften einen verheerenden engen Fokus auf ihren Gegenstand präsentieren. Dringend benötigte Bücherspenden aus dem Ausland bleiben in den Mühlen der innerstaatlichen Bürokratie stecken. Allein in den ersten beiden Monaten des Jahres 1998 wurden 4000 westliche Büchersendungen, die für die ukrainische Akademie der Wissenschaften bestimmt waren, vom Kiewer Zoll an die Absender zurückgeschickt, weil die Akademie den Zollsatz von 50 Prozent auf den Wert der geschenkten Bücher nicht bezahlen konnte.

Trotz diesen Hindernissen wird an ukrainischen Hochschulen Erstaunliches geleistet. Die Studierenden erreichen in nützlicher Frist ein hohes Ausbildungsniveau. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion bestehen viele Partnerschaftsabkommen mit westlichen Universitäten, die den Austausch von Studierenden und Dozierenden vorsehen. Solche wissenschaftlichen Kontakte sind gerade in der heutigen Umbruchszeit von höchster Wichtigkeit. Die jahrzehntelange Abschottung der ukrainischen Hochschulen von der internationalen *scientific community* hat zu einer verhängnisvollen geistigen Inzucht geführt. Optimistisch stimmt die Tatsache, dass die Kiewer Universitäten immer wieder ihren dezidierten Willen zur internationalen Kooperation erklären – jetzt muss nur noch der Staat in die Förderung seines eigenen Bildungssektors einwilligen. Diese Problematik ist nicht neu; in einem entscheidenden Punkt hat sie sich allerdings geändert: Bürokratische Behinderungen können seit 1991 nicht mehr dem imperialistischen Moskau angelastet werden; heute ist die bildungspolitische Misere hausgemacht.

Ulrich M. Schmid

FEUILLETON

Celans erste Schweizer Veröffentlichungen

Die Schweiz hat für die Publikation von Paul Celans frühen Gedichten eine entscheidende Rolle gespielt. Wie kam es zu den Kontakten? 46

FILM

Woody Allen hoch zwei

Soeben ist Allens hochgelobte neue Komödie «Deconstructing Harry» angelaufen, in Kürze folgt Barbara Koppleys liebevolle Dokumentation über Woody als Klarinetist, «Wild Man Blues». Dazu ein Gespräch mit dem vielseitigen Künstler. 47

Die Rückkehr der Blaxploitation

Quentin Tarantinos «Jackie Brown» knüpft an ein Genre aus den siebziger Jahren an, das zurzeit wiederbelebt wird: Blaxploitation-Filme, gewalttätige Action-Thriller aus den schwarzen Ghettos – vom weissen Hollywood produziert. 48

Radio- und Fernsehprogramme 51, 52